

TOM FINNEK



EHRENWIRTH

# DIE WICHTIGSTEN HANDELNDEN PERSONEN

*In London*

Geoff(rey) Ingram, die 13-jährige »Plage von Southwark«

Jez(ebel) Ingram, seine hübsche Schwester

Edward Ingram, Geoffs verschwundener älterer Bruder

Paul Ingram, sein pestkranker Vater

Eleanor Ingram, seine verschollene Mutter

Master Gerrard, Lehrer der Armenklasse,

»Eremit von St. Olave«

Rat Scabies, Geoffs verrückter Nachbar und Rattenfänger

Rancid Ray, eigentlich Raymond Webster,

Gauner und Taschendieb

Bernard & Marjory Collins, Wirte des

»Boar's Head Inn« in Southwark

Glen Matlock, Geoffs bester Freund

Mutter Southwood, Wirtin des »Maiden Inn« in Lambeth

Hum(ble) Southwood, ihre Tochter

Penelope, Fatty Fanny und Ada, Schankfrauen

im »Maiden Inn«

James Hollar, ein junger Maler

Wenceslaus Hollar, sein Vater,

böhmischer Kupferstecher und Radierer

*In Surrey*

Mildred Oldershaw, Bäuerin der  
»Twin Oaks Farm« in Oxshott  
Josh(ua) Oldershaw, ihr Mann  
Mary & Joseph, deren Kinder  
Jane Holcombe, alte Magd der Oldershaws,  
Hebamme

John Platt, Gutsherr von Cobham Manor,  
Pfarrer der Gemeinde von St. Andrew  
Margaret Platt, seine Frau  
Robert Gavell, John Platts ermordeter Stiefsohn

Nathaniel Holcombe, Janes Sohn, Schafhirte  
und ehemaliger Digger  
Tom Farynor, Sohn des königlichen Bäckers  
in der Londoner Pudding Lane

DRITTER TEIL

---

OLD BARGE HOUSE

*»I account this world a tedious theatre,  
For I do play a part in't 'gainst my will.«*

(»Mir ist diese Welt ein langweiliges Theater,  
Denn ich spiele darin gegen meinen Willen.«)

John Webster, »The Duchess of Malfi«

---

Ray liebte Southwark. Für ihn war es der schönste Ort der Welt, das verlorene Paradies auf Erden, auch wenn der eine oder andere über diese Beschreibung den Kopf schütteln mochte. Nicht wenige nannten das Borough ein elendes Gauenerviertel und einen stinkenden Sündenpfuhl und rümpften die Nase, wenn sie es bei Tageslicht passierten. Doch in der Nacht sah man sie allesamt in den zahlreichen Kaschemmen und Hurenhäusern hocken und ihr mühsam erspartes oder erschuftetes Geld verprassen. Dass die feinen Herrschaften aus der Londoner City und die reisenden Tölpel vom Lande anschließend wieder etwas zu lamentieren und sich über das verruchte Southwark zu beschweren hatten, dafür sorgte unter anderem er, Raymond Webster: Beutelschneider, Taschendieb und Bauernfänger. Ein ebenso bescheidener wie gewitzter Diener des schlechten Rufes seiner innig geliebten Heimat.

Ray war vor zwanzig Jahren als jüngster Sohn eines Schnallemachers und einer Waschfrau an der Bankside zur Welt gekommen. Seine Eltern waren seit vielen Jahren tot, und auch seine Geschwister hatten ihrem Geburtsort längst den Rücken gekehrt, doch Ray war seinem geliebten Borough treu geblieben, hatte höchstens die Straße, nie aber den Bezirk gewechselt. Wenn der gnädige Herrgott es für richtig befand, würde er in hoffentlich ferner Zukunft in Southwark sterben, denn nirgendwo sonst wollte er begraben sein.

Ebenso wie seine Heimat liebte Ray seinen Beruf, denn Ersteres wie auch Zweiteres gewährten ihm Freiheiten, die er sonst oder anderswo niemals hätte genießen können. In gewisser Weise hatte die Ausübung seiner Profession auch dazu beigetragen, dass er überhaupt in die geheimnisvollen Vorgänge verwickelt wurde, von denen hier die Rede sein soll. Denn wäre er einem normalen Broterwerb nachgegangen und hätte sich nicht nächtens in der Gegend herumgetrieben, wäre er niemals

Zeuge der Bluttat geworden, mit der für ihn diese Geschichte ihren Anfang genommen hatte.

Es war vor etwas mehr als zwei Jahren gewesen, am 15. August 1664, einem Montag. Den ganzen Tag hatte eine schwüle und unerträgliche Hitze wie eine Dunstglocke über der Stadt gelegen, und Ray hatte den brütenden Sommertag damit zugebracht, auf dem kargen Strohlager seiner ärmlichen Bretterbude dem Sonnenuntergang entgegenzudösen. Sein Tagwerk begann erst mit Einbruch der Nacht, und für diesen Montag hatte er sich vorgenommen, ein neues Betätigungsfeld zu erkunden. Im Lambeth Marsh, mitten im Sumpfland und unweit des erzbischöflichen Palastes, hatte vor Kurzem ein Wirtshaus eröffnet, von dem man sich manches erzählte und noch mehr zuraunte. Die Schänke nannte sich »Maiden Inn«, allerdings war zu bezweifeln, dass sich viele Jungfrauen darin aufhielten. Das Wirtshaus lag mitten im Nirgendwo und war von Southwark aus nur über Umwege entlang des Flusses oder durch feuchtes Marschland zu erreichen. Es hieß, früher habe das Anwesen als Bauernhof gedient, doch dann habe es nach dem Tod des Bauern einige Zeit brachgelegen und sei verfallen, und nun habe eine gewisse Mutter Southwood das seltsame Inn eröffnet. Von der Wirtin erzählte man sich, sie sei so hässlich wie die Nacht und so unwirtlich wie die morastige Umgebung. Sie verlasse selten das Inn und verstecke auf der Straße ihr Gesicht unter einer Kapuze oder sogar hinter einer Maske. Obwohl die ungünstige Lage des Inns und die kratzbürstige Person der Wirtin ein baldiges Ende der Schänke prophezeiten, war das Gegenteil der Fall: der Laden brummte wie ein Bienenstock und warf reichen Gewinn ab. Vielleicht war es gerade das Abselige und Entlegene, das die Gäste lockte. Es galt als schick und »en vogue«, die Mühsal des Wegs und die Mückenstiche im Sumpfland auf sich zu nehmen, um sich im »Maiden Inn« von einer hässlichen Vettel beschimpfen zu lassen.

Wo sich die spendierfreudige Kundschaft in Scharen sam-

melte, da durfte ein Gauner namens Ray Webster natürlich nicht fehlen, und so hatte er sich für diesen Montag vorgenommen, das Feld zu erkunden und seinen angemessenen Anteil an dem blühenden Geschäft einzustreichen.

Als er gegen Sonnenuntergang und umgeben von einem blutrünstigen Schwarm Stechmücken das Inn erreichte, war er überrascht, wie unscheinbar und vernachlässigt das Gasthaus aussah. Es wirkte immer noch wie ein etwas verfallener Bauernhof, in dessen Ställen nun statt Kühen und Schweinen die zahlenden Gäste mit Speisen und Getränken versorgt wurden. Der Putz fiel von den Wänden, die Steine bröckelten, das löchrige Schindeldach war provisorisch mit Stroh geflickt, und lediglich ein kleines Schild an der Brücke, die über einen Wassergraben zum Eingang führte, wies darauf hin, dass hier ein Gasthaus zum Verweilen einlud. Auf dem Gelände befand sich neben dem Haupthaus und einigen verwaisten Ställen oder Geräteschuppen auch ein seltsames Gebäude, dessen Zweck ihm zunächst nicht einleuchtete. Es war kreisrund, fensterlos und sehr niedrig, was die Verwendung als Stauraum oder Speicher ausschloss. Erst beim zweiten Hinsehen erkannte Ray, dass es sich um eine Hahnengrube handelte. Offensichtlich hatte der Bauer, dem der Hof gehört hatte, sein Einkommen durch Wettkämpfe aufgestockt. Vermutlich hatte er die Kampfhähne selbst gezüchtet und trainiert, ein durchaus einträgliches Geschäft, wie ihm ein Züchter einmal versichert hatte. Inzwischen war das Gebäude jedoch genauso verfallen und heruntergekommen wie der Rest des Inns.

Auch im Inneren der Schänke sah es ähnlich ärmlich und karg aus, die Gäste saßen auf grob gezimmerten Bänken an wackligen Tischen, der Boden bestand aus gestampftem Lehm, der bei feuchtem Wetter vermutlich zu Schlamm zerfloss, und an den Wänden befand sich keinerlei Schmuck oder Verzierungen, sah man einmal von dem getrockneten Dung ab, der noch von dem Vieh stammte, das hier einst untergebracht war. Auch der Geruch in der Kneipe war alles andere als einladend

und wahrlich keine Werbung für die Küche des Hauses. Das »Maiden Inn« war als Gasthaus eine Zumutung für Augen und Nase, und dennoch war es an diesem Montag bis auf den letzten Platz gefüllt.

Warum dies so war, sollte Ray bald einleuchten. Denn kaum hatte er sich an einem der roh behauenen Tische niedergelassen, gesellte sich schon eine hübsche, schwarz gelockte Maid zu ihm, hielt ihm die wohlgeformten und spärlich bedeckten Brüste unter die Nase und sagte mit säuselnder Stimme: »Mein Name ist Penelope, was kann ich dir Gutes tun?« Dabei fuhr sie mit ihren Fingernägeln an seinem Nacken entlang, so dass ihm ein heißer Schauer direkt zwischen die Beine fuhr.

Ray schluckte, bestellte einen Krug Starkbier und schaute sich erneut in dem Inn um: Diesmal jedoch achtete er nicht auf die Ausstattung oder Einrichtung, sondern auf das Personal, und ihm verschlug es den Atem. In dem Schankraum wimmelte es von hübschen oder üppigen, auf jeden Fall aber freizügig gekleideten Persönchen mit weiß gepuderten Gesichtern, die sich rührig und auf höchst schamlose Weise um ihre Gäste kümmerten. Sie setzten sich auf die Oberschenkel, ließen sich begrapschen, wackelten mit ihren Hintern und Brüsten, tätschelten die Wangen und Bäuche der durchweg männlichen und offensichtlich gut betuchten Kundschaft und kicherten gefällig über jede Bemerkung der wollüstigen Kerle. Zwar hatte er nicht den Eindruck, sich in einem Hurenhaus zu befinden, denn keines der Mädchen verließ in Begleitung eines der Herren den Schankraum, und auch die Annäherungsversuche und Handgreiflichkeiten blieben in gewissen, wenn auch großzügig bemessenen Grenzen, doch dass die reizvollen Aufmerksamkeiten der Mädchen zum Programm des Inns gehörten, war offenkundig. Niemand kam wegen des schlechten Essens oder des warmen Biers ins »Maiden Inn«. Sie alle saßen hier, um sich beim Verdauen des ungenießbaren Fraßes von jungen Schönheiten das Doppelkinn kitzeln zu lassen.

»Hier ist dein Starkbier, mein Großer«, wurde er durch das

Säuseln einer Stimme und eine zärtliche Berührung am Hals aus seinen Gedanken gerissen. »Das macht drei Pence, Süßer.«

»Drei Pence?«, entfuhr es ihm, und er verschluckte sich an dem Bier, das er wegen der Hitze gleich mit dem ersten Schluck zur Hälfte geleert hatte. »Dafür bekomm ich anderswo 'ne ganze Gallone.«

»Aber anderswo gibt's mich nicht dazu, mein Hübscher.«

Ihr Kompliment schmeichelte Ray, auch wenn er natürlich nicht so vertrottelt war, die Berechnung dahinter zu überhören. Dass er mit seiner schiefen Nase, den abstehenden Ohren und den tief liegenden Augen keine Schönheit war, war ihm durchaus nicht entgangen. Ja, er war sogar recht froh darüber, denn seine Unansehnlichkeit war in seiner Profession von Vorteil. Ein Schönling erregte immer Verdacht, vor allem bei seinen Geschlechtsgenossen, einem hässlichen Vogel hingegen nahm man es nicht krumm, wenn er sich Kontakt suchend unters Volk mischte. Es war stets vorteilhaft, wenn sich das Opfer dem Angreifer überlegen fühlte. Deshalb gab er sich meist auch dümmer und ungebildeter, als er tatsächlich war. Es konnte nie schaden, für einen Idioten gehalten zu werden.

»Tut mir leid, hübsche Penelope«, sagte Ray und kramte die letzten Münzen aus seinem Geldbeutel. »Aber ich befürchte, auf Dauer werde ich mir deine Begleitung nicht leisten können.« Er deutete auf seine zerschlissene Kleidung und das löchrige Schuhwerk und krepelte seinen geleerten Geldbeutel um. »Dieses Bier wird wohl mein erstes und letztes bleiben.«

Sie zuckte mit den Schultern, machte einen Kussmund und wandte sich einem neuen Gast zu, der sich etwas verloren und Hilfe suchend im Raum umschaute: »Na, Schätzchen, mein Name ist Penelope, wie kann ich dir den Abend versüßen?«

Ray tat es ihr nach und machte sich ebenfalls an die Arbeit, die an diesem Abend einigen Gewinn abwarf. Je betrunkenere die Menschen waren, desto einfacher waren sie zu überlisten, und im »Maiden Inn« wimmelte es von Volltrunkenen, die sich anschließend sogar noch bedankten, wenn man ihnen dabei

half, den vermeintlich verlorenen Geldbeutel wiederzufinden, oder ihnen zum Trost ein Bier von ihrem eigenen Geld spendierte. Branntwein und Dummheit waren Rays liebste Verbündete, und der junge Gauner hatte oft genug erfahren, dass sie gern Hand in Hand gingen. Und im »Maiden Inn« kam Lüsternheit als weiterer nützlicher Freund hinzu.

Die Wirtin des Inns, jene ebenso berüchtigte wie eigenwillige Mutter Southwood, bekam Ray an diesem Abend zum ersten Mal zu Gesicht, und ihr Anblick schreckte ihn ab und faszinierte ihn zugleich. Endlich mal ein Mensch, dem er sich in puncto Hässlichkeit überlegen fühlen konnte! Wenn man die Blatternarben in ihrem Gesicht und an den Händen sah und sich vorstellte, dass der Rest des Körpers genauso verschandelt war, dann konnte man an der Existenz eines gütigen und gerechten Gottes zweifeln. Was mochte diese Frau verbrochen haben, dass der Herr im Himmel sie derart bestraft hatte? Kein Wunder, dass sie dreinschaute und sich benahm, als hadere sie nicht nur mit ihrem Schicksal, sondern mit der ganzen Welt. Und ebenfalls kein Wunder, dass sie auf der Straße ihr Gesicht vor fremden Blicken verbarg. Im Inn jedoch trug sie weder Schleier noch Maske, sie zeigte allen ihr verwüstetes Antlitz. Irgendwie erinnerte sie Ray an eine Trauerweide, vielleicht auch wegen der ausladenden und widerspenstigen Frisur, die durch keine Haube zu bändigen gewesen wäre und deshalb ungehindert den Kopf der Wirtin umwucherte. Mutter Southwood stand den ganzen Abend hinter dem Schanktresen, lenkte ihre Bediensteten wie eine Puppenspielerin, schickte sie mal zu jenem, mal zu einem anderen Gast, kassierte die Gelder ein und blaffte die Gäste an, wenn sie sich in ihren Augen ungehörig oder unverschämt benahmen. Nicht ein einziges Mal sah Ray sie lächeln, stets waren ihre Mundwinkel nach unten gezogen und ihre Augen zugekniffen. Sie war ein seltsamer und schreiender Widerspruch zu der wohltuenden Schönheit und Heiterkeit, die sie offensichtlich von ihren weiblichen Bediensteten verlangte.

Wie eine Spinne in ihrem Netz saß Mutter Southwood hinter dem Schanktisch und beäugte das ebenso lustige wie lukrative Treiben in ihrer Schänke, als sei es ihr zuwider oder eine kaum zu ertragende Qual. Nur wenn die Kundschaft zu sehr über die Stränge schlug und ihr Gehilfe und Türsteher, ein wahrer Riese in Menschengestalt, der auf den Namen George hörte, anderweitig beschäftigt war, kam Mutter Southwood hinter der Theke hervor und regelte die jeweilige Angelegenheit eigenhändig. Als gegen Mitternacht ein Gast schwankend auf den Tisch stieg, seine Hose herunterließ und die anwesenden Frauen dazu aufforderte, seinem schlaffen Johannes ein Ständchen zu blasen, kam Mutter Southwood wie eine Berserkerin hinter der Theke hervorgeschossen und baute sich vor dem Mann auf. In der Hand hielt sie ein langes Messer, und im nächsten Moment hatte der nackte Gast die Schneide an seinem welken Gemächt.

»Raus mit dir, du Saukerl, aber sofort!«, rief Mutter Southwood. »Sonst kannst du dich von deinem armseligen Johannes verabschieden und ohne deinen kleinen Freund nach Hause gehen.«

Während die Menge vor Vergnügen tobte und der arme Betrunkene vor Angst und Schrecken beinahe rückwärts vom Tisch fiel, war der Blick der Wirtin zur Seite gewandert, und der finstere Ausdruck ihrer großen Augen hatte sich merklich geändert. Sie schaute überrascht drein, ließ das Messer sinken und nickte schließlich kaum merkbar. Ray folgte ihrem Blick und erkannte, dass ihr Nicken einem jungen Mann in der Eingangstür galt, der ihr ein bestätigendes Handzeichen gab und sich im nächsten Moment nach draußen verdrückte. Obwohl er ihn nur für einen kurzen Augenblick gesehen hatte, war Ray sich sicher, seinen Nachbarn Edward Ingram erkannt zu haben. Das war deshalb so erstaunlich, weil Edward eigentlich verschwunden und untergetaucht war, seitdem er vor einigen Wochen seinen Vater halb tot geschlagen hatte. Vater Ingram hatte die Tat bei der Obrigkeit zur Anzeige gebracht und alles

darangesetzt, seinen ältesten Sohn hinter Gitter, wenn nicht gar an den Galgen zu bringen, doch weder er noch die Konstabler des Sprengels hatten Edward zu fassen bekommen, und so wurde vermutet, er habe das Weite gesucht und London den Rücken gekehrt.

Die Ingrams wohnten wie Ray im Dark Entry, sie hausten quasi Wand an Wand und kannten sich daher recht gut. Edward war etwas jünger als Ray und schon immer ein Heißsporn und leicht aufbrausender Zeitgenosse gewesen, doch warum er seinem Vater, der zugegebenermaßen ein heilloser Säufer und brutaler Wüterich war, mit einem eisernen Prügel die wenigen verbliebenen Zähne ausgeschlagen und etliche Rippen und Knochen gebrochen hatte, war allen in der Nachbarschaft ein Rätsel. Das Mitgefühl für Paul Ingram hielt sich jedoch in Grenzen, und nicht wenige murmelten hinter vorgehaltener Hand, der verdammte Trunkenbold habe nur eine verdiente Abreibung erhalten.

Direkt nach dem Vorfall war Edward spurlos verschwunden, und jetzt tauchte er ausgerechnet im »Maiden Inn« auf und machte der Wirtin heimliche Handzeichen, als sei er mit ihr bekannt und vertraut. So sehr vertraut, dass Mutter Southwood sich kurz darauf ebenfalls aus der Schänke empfahl und ihren Platz hinter der Theke dem hünenhaften Gehilfen überließ.

Ray zuckte mit den Schultern und mischte sich wieder unter's Volk.

Gegen zwei Uhr morgens, als sein Geldbeutel ordentlich gefüllt war und er sein Diebesglück zur Genüge strapaziert hatte, begab sich Ray auf den Heimweg nach Southwark. Draußen war es immer noch schwül und stickig, die Nacht hatte kaum Abkühlung gebracht, die Hitze war nur feuchter geworden. Gewitterwolken türmten sich mittlerweile am Himmel, verdeckten die schmale Mondsichel und ließen die Umgebung des Inns, in der kaum ein Haus stand und kein Licht brannte, schwarz wie Pechkohle erscheinen. Auf der Brücke vor dem Inn stieß Ray beinahe mit einem jungen Mann zusammen, der ihm bereits in der Schänke aufgefallen war und den er als potenzielles Opfer zunächst auserkoren und dann wieder verworfen hatte. Der Kerl war etwa in Rays Alter und wie ein eitler Geck gekleidet, seine Beine steckten in bunten Pumphosen und weiten Stulpenstiefeln, sein Oberteil war nach französischer Mode geschnitten und mit allerlei Firlefanz verziert, und der Federschmuck an seinem breitkrepfigen Hut war übertrieben ausladend. In der Schänke war er großspurig wie ein Marktschreier aufgetreten und hatte sich ausgiebig mit den hübschen Frauen amüsiert, ohne jedoch dabei allzu spendabel zu sein. Er bestellte und bezahlte stets nur für sich und wechselte die Gespielinnen, wenn sie zu unverhohlen darauf drängten, von ihm eingeladen zu werden. Nachdem Ray ihn einige Zeit beobachtet hatte, war er zu dem Schluss gekommen, dass der Kerl zwar fein betucht, aber finanziell nicht allzu gut ausgestattet war, und hatte ihn nicht weiter beachtet. Nun stand er also auf der steinernen Brücke und hatte Mühe, sich auf den Beinen und fern vom Wassergraben zu halten. Einerseits war es so dunkel, dass man kaum die eigenen Füße sehen konnte, und andererseits war der Kerl im wahrsten Sinn des Wortes sturzbetrunken. Vermutlich war er ein unerfahrener Trinker und hatte das eigene Stehvermögen überschätzt.

»Vorsicht!«, rief Ray, als der Buntgekleidete mit dem rechten

Bein ins Leere trat und beinahe kopfüber in die stinkende Kloake plumpste. Das Geländer der Steinbrücke war an einigen Stellen geborsten oder weggebrochen, und an einer solchen Lücke stand der Betrunkene schwankend und ruderte mit den Armen. Ray bekam ihn gerade noch am Kragen zu fassen und hievte ihn zurück auf die Brücke, wobei er ihm ganz nebenbei in die Seitentasche fasste. Der Geldbeutel darin war so leer und leicht wie Rays Gewissen, und er gratulierte sich zu seiner guten Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe.

»Oh, hoppla«, lallte der Mann und hatte Mühe, sein Gleichgewicht wiederzufinden. »Wär doch nicht nötig gewesen.«

»Hat aber auch nicht geschadet«, antwortete Ray, hakte sich bei ihm unter und geleitete ihn zu dem Trampelpfad, der sich direkt vor dem Gasthaus gabelte. Linker Hand ging es zum Lambeth Palace und zu den »Stangate Stairs«, der Anlegestelle gegenüber von Westminster, und rechter Hand führte der schmale und schlammige Weg durchs Marschland nach Norden, wo er irgendwann auf den befestigten Uferweg stieß.

»Wohin soll's gehen?«, fragte Ray.

»Nach Hause«, murmelte der andere. »Pudding Lane.«

»In die City also«, murmelte Ray, der einige Kneipen in der Nähe der Pudding Lane aus beruflicher Erfahrung kannte, und setzte hinzu: »Wir können zusammen gehen. Ich muss auch zur Brücke.« Er schien selbst über seinen Vorschlag überrascht, und als bräuchte er einen weiteren Vorwand für seine Hilfsbereitschaft, fügte er hinzu: »Fängt gleich an zu schütten. Da bleibt man im Sumpfland besser zusammen.«

»Mein Name ist Tom«, stellte der andere sich vor und verbeugte sich unbeholfen, wobei er gleich wieder die Balance verlor und sich mit den Händen auf dem Boden abstützen musste.

Ray unterließ es wohlweislich, seinen Namen zu nennen, legte Toms Arm um seine Schulter und sagte: »Na, dann los, mein Freund, bevor wir nasse Füße bekommen!«

Leider hatte der heilige Petrus kein Erbarmen mit ihnen. Das Gewitter brach genau in dem Augenblick über sie herein,

als sie das Marschland durchquert und die Themse erreicht hatten. Wäre Ray allein unterwegs gewesen, wäre er vermutlich trockenen Fußes nach Hause gekommen, doch sein schwankender Begleiter erwies sich als hinderlicher und zeitraubender Ballast, vor allem auf dem glitschigen und morastigen Untergrund, sodass der prasselnde Regen sie auf freiem Feld erwischte. Selten hatte Ray solche Sturzbäche gesehen, und er konnte sich an wenige Gewitter erinnern, deren Donnerschläge ähnlichen Lärm verursacht hatten. Es schüttete und krachte und blitzte, dass einem Hören und Sehen verging. Binnen weniger Sekunden waren sie bis auf die Haut durchnässt. Während Ray die feuchte Abkühlung lediglich als unangenehm und ärgerlich empfand und er seinen trunkenen Begleiter insgeheim verfluchte, schien Tom von dem Regenguss wieder wach und annähernd nüchtern zu werden.

»Nanu!« Er schüttelte und reckte sich, als habe er geschlafen, und fragte: »Wo ist mein Pferd?«

»Du hattest ein Pferd dabei?« Sie mussten schreien, weil sie sich sonst nicht verstanden hätten. »Bist du sicher?«

Tom überlegte, schob die Unterlippe vor und sagte: »Keine Ahnung.« Er lachte, schien plötzlich hellwach zu sein und rief: »Was war das?«

»Was meinst du?«, fragte Ray.

»Da hat jemand geschrien«, behauptete Tom.

»Unsinn!«, fauchte Ray und betrat den Uferweg, der in Richtung Westen Narrow Wall und nach Osten hin Upper Ground hieß. Zwar hatte auch er etwas gehört, aber bei dem infernalischen Lärm des Gewitters waren einzelne Geräusche kaum zu unterscheiden. »Das war nur der Donner.«

»Ach was, dafür war's nicht laut genug, und außerdem hat es vorher gar nicht geblitzt!«

»Es blitzt und donnert doch andauernd«, erwiderte Ray erstaunt. »Man versteht ja sein eigenes Wort nicht.«

Tom schüttelte störrisch den Kopf und riss sich von Ray los. »Nein, das war ein Schrei!«

Im gleichen Moment schlugen auf der anderen Seite der Themse zwei Blitze dicht nebeneinander ein und erhellten für die Dauer eines Wimpernschlags das jenseitige und diesseitige Ufer. Eine steinerne Treppe führte vom Uferweg hinunter zum Fluss und zu einer um diese Uhrzeit verwaisten Anlegestelle, die man »Old Barge House« nannte, weil dort ein alter, ausge-dienter Kahnschuppen stand. Unmittelbar neben dem Schuppen sah Ray die Umrisse zweier Männer, die im doppelten Blitzlicht wie in Stein gehauen wirkten. Der eine stand gebückt und zusammengekauert da und hob abwehrend die Hände, der andere beugte sich über den ersten und streckte die Arme in die Höhe, als wolle er sich an eine höhere, nicht irdische Instanz wenden. Dann war alles wieder dunkel, und der zweifache Donner krachte.

»Hast du das gesehen?«, fragte Tom, als der Lärm vorüber war.

»Hab ich«, war alles, was Ray erwidern konnte.

Wenig später schlug erneut ein Blitz in der Nähe ein, diesmal auf der Southwarker Seite, und wieder wurde die Szenerie für kurze Zeit in gleißendes Licht getaucht. Tom und Ray fuhren vor Schreck zusammen, als sie das Gesicht eines Mannes direkt vor ihrer Nase sahen. Es war nicht nur die Überraschung, die sie zusammenzucken und aufschreien ließ, sondern auch der Ausdruck in dem Gesicht des Mannes. Er schien wie von Sinnen, hatte die Augen weit aufgerissen und starrte sie an, als wolle er sich im nächsten Augenblick auf sie stürzen. Der Kerl war vielleicht fünfzig oder sechzig Jahre alt, hatte schulterlanges, dunkles Haar, buschige Augenbrauen und einen verfilzten Vollbart. In dem unwirklichen Licht war sein Gesicht bleich wie der Mond.

Obwohl es im nächsten Moment bereits wieder finstere Nacht war, glaubte Ray gesehen zu haben, dass der Mann an ihnen vorbei nach Osten davongerannt war. In Richtung Southwark.

»Der hatte es aber eilig«, brummte Tom und nahm den Fe-

derhut vom Kopf, als habe er vergessen, dass es nach wie vor in Strömen regnete.

»Vermutlich nicht ohne Grund«, murmelte Ray, stieg die Treppen zur Themse hinab und ging zu der Stelle neben dem Kahnschuppen, an der die beiden Männer gestanden hatten. Und tatsächlich, genau an dem Fleck, an dem der eine Mann gekauert hatte, lag nun eine leblose Gestalt bäuchlings im Schlamm. Zwischen zwei Wolkentürmen schaute die Sichel des zunehmenden Mondes für kurze Zeit hervor, und als Ray den Mann auf den Rücken drehte und sein bleiches Gesicht und die erschlafften und verzerrten Züge darin sah, wusste er, dass hier kein Wundarzt mehr helfen konnte. Das Messer in seiner Brust, das er erst jetzt bemerkte, bestätigte lediglich, was ohnehin unverkennbar war.

»Ist er ...?«, fragte Tom, der ihm gefolgt war und über die Schulter schaute.

»Ja«, antwortete Ray und sprang auf. »Bleib du hier! Ich schnapp mir den Kerl.«

»Hierbleiben? Bei der Leiche? Spinnst du?!«

»Der Tote beißt schon nicht«, knurrte Ray.

»Warum willst du dem Mörder hinterher? Bist du lebensmüde?«

»Sein Mordwerkzeug hat er ja dagelassen«, rief Ray und rannte die Treppe hinauf. Als er den Upper Ground betrat und nach Osten schaute, sah er nichts als tiefe Schwärze, die nur noch durch vereinzelte Blitze aufgehellte wurde, dennoch lief er los und hielt zugleich nach beiden Seiten Ausschau, falls sich der Mörder in den Sträuchern und Büschen am Wegesrand versteckt hatte.

Der Upper Ground führte geradewegs am Themseufer entlang, zunächst über freies Feld und ungesäumt von irgendwelchen Bauten, sah man einmal von den Treppen ab, die in unregelmäßigen Abständen zum Fluss hinunterführten. Nach einiger Zeit tauchten die ersten Häuser und Höfe auf, und schließlich ging der Weg in die mit einer Ufermauer versehene

Bankside über, auf der sich Häuser, Schänken und kleine Gewerbehöfen dicht aneinanderdrängten. Von dem Mann war auf der gesamten Strecke nichts zu sehen gewesen, und ihn hier im Häuserlabyrinth von Southwark noch ausfindig zu machen, erschien Ray höchst unwahrscheinlich. Vermutlich hockte der Kerl längst in einer der Schänken, die noch geöffnet waren, oder er versteckte sich in einem dunklen Hinterhof, wo er vor Entdeckung sicher war. Ray stand am östlichen Ende der Bankside, etwa auf der Höhe des Gasthauses »Castle on the Hoop«, hatte keinen trockenen Fetzen mehr am Leib und wollte nicht länger nach einer Nadel im Heuhaufen suchen. Er überlegte bereits, ob er auf direktem Weg nach Hause gehen, im »Castle« noch ein Bier trinken oder zum alten Kahnschuppen zurückkehren sollte, als er eine Gestalt in seltsamer Hockstellung in der Nähe des Clink-Gefängnisses entdeckte. Dass es sich um den Mörder handelte, hielt Ray für unwahrscheinlich. Warum sollte er mitten auf dem Weg niederknien, die Arme seitlich ausstrecken und mit der Stirn den Boden berühren? Denn genau das tat diese Person.

Als ein Blitz hinter der Kirche von St. Saviour über den Himmel zuckte und den Schatten des Kirchturms auf die Bankside warf, hatte Ray einen Moment lang den Eindruck, als liege dort ein Mönch zum innigen Gebet auf dem Boden ausgebreitet. Er näherte sich vorsichtig und glaubte bereits, den nächsten Trunkenbold vor sich zu haben, als der Kerl plötzlich aufsprang und sich drohend vor ihm aufbaute. Ray hatte sich getäuscht: Es war der Mörder! Der irre Blick war unverkennbar und ging ihm durch Mark und Bein, wieder starrten ihn die dunklen Augen des Mannes unter buschigen Brauen an, als sei er ein lästiges Ungeziefer, das es auszurotten gelte. Eine Zeit lang standen sie sich wie zu Salzsäulen erstarrt gegenüber, ohne Bewegung, ohne Worte. Nur der faulige Atem des Mannes schlug Ray entgegen, und er konnte seine Alkoholfahne riechen. Auch wenn er auf Ray nicht den Eindruck eines Betrunknen machte.

Plötzlich stieß der Kerl einen unmenschlichen Schrei aus und rammte ihm die Faust in den Magen, dass er zusammenklappte und rücklings zu Boden ging. Während Ray sich auf dem nassen Pflaster wälzte und nach Luft rang, rannte der andere am Winchester House vorbei und bog am Dock von St. Mary Overy rechts ab, um auf dem Friedhof der alten Kirche zu verschwinden.

»Wir sehen uns wieder, du Hurensohn!«, rief Ray ihm hinterher, jedenfalls wollte er das rufen, doch es kam nur ein tonloses Fiepen über seine Lippen. Er blieb auf dem Hosenboden sitzen, massierte sich den Magen und starrte ins Leere. Der Blick des Mannes ging ihm nicht aus dem Kopf und ließ ihn immer noch erschauern. Der verrückte und gehetzte Ausdruck in seinen Augen hatte Ray an ein wildes Raubtier erinnert, das in die Enge getrieben war und zum Angriff ansetzte. Dieser Blick hatte gesagt: »Zweimal sind wir uns begegnet, Fremder, beim dritten Mal muss ich dich töten!« Und Ray verspürte keinerlei Lust, es darauf ankommen zu lassen. Dafür war ihm sein nutzloses Leben zu lieb und teuer. Sollte der Kerl doch bleiben, wo der Pfeffer wuchs.

Eigentlich wäre das nächtliche Abenteuer damit für ihn beendet gewesen, doch der Gedanke an den betrunkenen und hilflosen Tom, der vermutlich immer noch bei der Leiche Wache stand, hielt Ray davon ab, die wenigen Schritte nach Hause oder in die Schänke zu gehen. In seinem Zustand war Tom womöglich neben dem Ermordeten eingeschlafen und von Passanten als vermeintlicher Mörder festgesetzt worden. Wie sollte er beweisen, dass er nicht der Täter war? Und wer wollte ihm glauben? Oder er bibberte vor Angst und heulte wie ein Schlosshund, weil er sich vom Geist des Toten heimgesucht wähnte. In Gedanken malte Ray sich die absonderlichsten Szenarien aus, und obwohl er den Geck in seinen albernen Pluderhosen gar nicht kannte und ihn heute zum ersten und vermutlich letzten Mal gesehen hatte, wollte er doch sichergehen, dass ihm nichts Schlimmes widerfahren war. Selbst ein Gauner wie

Ray Webster besaß schließlich ein Herz. Nasser konnte er ohnehin nicht werden, und die Müdigkeit hielt sich nach der Aufregung der letzten Minuten in Grenzen. Deshalb machte er kehrt und ging zurück zum »Old Barge House«.

Im Osten begann es bereits zu dämmern, als Ray den Kahnschuppen erreichte. Der Regen hatte nachgelassen, es tröpfelte nur noch ein wenig, das Blitzen und Donnern hatte aufgehört, und die Wolken lichteten sich von Westen her. Das Gewitter hatte insgesamt vielleicht eine halbe Stunde gedauert und sich dann verzogen. In dem diffusen Dämmerlicht erkannte er vom Upper Ground aus, dass sich eine Handvoll Menschen, alleamt Männer, vor dem Kahnschuppen an der Themse versammelt hatte. Vermutlich waren weitere späte Heimkehrer vom »Maiden Inn« auf dem Uferweg entlanggegangen und von Tom auf den Vorfall und den Toten aufmerksam gemacht worden. Als Ray die Treppen hinabstieg, hörte er ihn lauthals und gestenreich von seinem Abenteuer erzählen, wobei er größtenteils bei der Wahrheit blieb und nur den eigenen Anteil am Geschehen aufwertete und ausschmückte. Wenn man ihm zuhörte, konnte man den Eindruck gewinnen, Tom habe sich dem Koloss von Mörder wagemutig in den Weg gestellt und sei nach einem heftigen Kampf nur wegen des vor Blut triefenden Messers in der Hand des Schurken zurückgewichen. Dass das Tatwerkzeug immer noch in der Brust des Opfers steckte, schien den Zuhörern nicht aufzufallen, zu sehr waren sie darauf erpicht, grausige und gruselige Einzelheiten des Verbrechens zu vernehmen. Und Tom, dessen Trunkenheit einer erstaunlichen Redseligkeit gewichen war, tat sein Bestes, den Wünschen seines Publikums zu entsprechen.

»Da ist er ja!«, rief Tom erfreut und zugleich erleichtert, als er Ray sah. »Da ist mein Freund, von dem ich euch erzählt hab. Er hat alles gesehen und kann's bezeugen.« Er lief auf ihn zu und fragte: »Hast du den Kerl erwischt?«

»Er ist mir in Southwark entkommen«, antwortete Ray kopfschüttelnd.

»Zu dumm«, erwiderte Tom. »Na, macht nichts. Die Konstabler werden ihn schon zu fassen bekommen.«

»Welche Konstabler?«

»Es ist schon jemand mit dem Pferd unterwegs zur Pfarre von St. Mary in Lambeth«, antwortete Tom und richtete seine Worte zugleich an die Umstehenden, die Ray neugierig und ein wenig misstrauisch aus der Entfernung beäugten. »Das ist der zuständige Pfarrbezirk, hat der Mann gesagt, darum ist er gleich runter nach Lambeth, um die Konstabler zu alarmieren.«

»Dann werde ich ja nicht mehr gebraucht«, murmelte Ray, senkte den Blick und wollte sich verdrücken. »Ich bin müde und muss schleunigst ins Bett.«

»Nichts da!«, rief Tom und hielt ihn am Ärmel fest. »Du wirst schön bleiben und meine Aussage bestätigen. Wir sind immerhin Zeugen eines Mordes.«

»Ein Zeuge reicht völlig«, antwortete Ray und riss sich los. »Wie ich gerade gehört habe, fällt es dir nicht schwer, die Geschichte ebenso wahrheitsgemäß wie mitreißend zu erzählen.«

»Du bleibst!«, rief Tom und klammerte sich regelrecht an Ray fest. Entweder hatte er tatsächlich Angst, als Mörder bezichtigt zu werden, oder er war immer noch betrunken, als es nach außen hin den Anschein hatte.

Bei dem Gerangel, das nun entstand und Ray ziemlich albern erschien, musste er all seine Kraft aufwenden, um sich aus der Umklammerung zu befreien. Dabei bekam seine Hand einen harten Gegenstand in der rechten Seitentasche von Toms Gehrock zu fassen. Es fühlte sich an wie ein mit großen Münzen gefüllter Geldbeutel. Derselbe Geldbeutel, der vor Kurzem noch so dürr und klapprig wie ein Windhund gewesen war. Für einen kurzen Moment befürchtete Ray, einem geschickten Kollegen seiner Zunft aufgesessen zu sein, und stieß ihn mit aller Macht weg. Hatte Tom ihn nur umklammert, um ihm das Geld aus der Tasche zu ziehen? Panisch griff Ray nach seinem Geldbeutel und stellte erleichtert fest, dass er an Ort und Stelle war und nicht an Umfang oder Gewicht verloren hatte. Überrascht schaute er Tom an, der ihn seinerseits verdutzt anglotzte. Dann

ging Rays Blick zu dem Toten und allmählich dämmerte es ihm. Als er vorhin den Tatort verlassen hatte, hatte der Mann auf dem Rücken gelegen. Nun lag er auf der Seite, und sein langer Umhang war geöffnet und nach hinten geklappt.

»Schäm dich, Tom«, flüsterte Ray und grinste.

»Was meinst du?«

»Einem Toten in die Taschen zu greifen«, antwortete Ray und schüttelte halb belustigt, halb erstaunt den Kopf. »Pfui, dir ist wohl gar nichts heilig.«

Tom zuckte zurück, als hätte man ihn geschlagen, schien einen Augenblick lang unschlüssig zu sein, dann gestikuliert er plötzlich wild mit den Armen und wandte sich an die gaffenden Männer, die das seltsame Schauspiel verfolgt hatten, ohne ein Wort zu verstehen. »Dann haut doch ab, Sir!«, rief er. »Ihr habt wohl was zu verbergen, was? Oder warum habt Ihr solche Angst vor den Konstablern? Steckt Ihr mit dem Mörder unter einer Decke, Sir? Verschwindet, bevor ich's mir anders überlege!«

Wäre Tom ein Schauspieler auf der Bühne gewesen, hätte Ray ihm vermutlich Beifall geklatscht. So beließ er es bei einem geflüsterten: »Zu Befehl, du Halunke. Und auf Nimmerwiedersehen.«

Im gleichen Moment rief jemand: »Da kommen die Konstabler.«

Ein Einspänner näherte sich von der Windmühle im Westen, gefolgt von einem einzelnen Reiter, und sämtliche Anwesenden fuhren herum. Tom bedachte Ray mit einem letzten Grinsen, das man durchaus als durchtrieben bezeichnen konnte, wandte sich dann ebenfalls um und rannte die Treppe hinauf.

»Hierher!«, rief Tom und wedelte mit den Armen, als hätten die Konstabler nicht längst die Menschenmenge vor dem Schuppen gesehen. »Hier ist der Mord geschehen! Ich kann Euch genau berichten, was passiert ist. Ich war Zeuge und hab den Mörder mit eigenen Augen gesehen!«

Ray nahm die Gelegenheit beim Schopf, schlug sich unbe-

merkt seitwärts in die Büsche, krabbelte die Böschung hinunter zur Themse und lief am Wasser entlang in östlicher Richtung, bis er die Anlegestelle am Paris Garden erreicht hatte. Dass er sich im schlammigen Fluss nasse Füße holte, kümmerte ihn nicht weiter. Er triefte ohnehin am ganzen Körper.

Als er wenig später Southwark erreichte, kam er erneut am Clink-Gefängnis vorbei, und da inzwischen der Morgen angebrochen war, sah er, an welcher Stelle der Mörder niederkniet und den Boden mit der Stirn berührt hatte. Nur wenige Fuß entfernt befand sich der Pranger, ein dunkler Holzpflock, der mit schweren Ketten und Ringen versehen war und an dem die armen Büsser ihre Schande zur Schau stellen mussten. Es mag ein Zufall gewesen sein, dass der Mann ausgerechnet hier auf dem Boden gelegen hatte, direkt neben dem Schandpfahl und im Schatten der Kirche von St. Saviour. Vielleicht aber auch nicht.

Bereits am nächsten Tag war der Mord am »Old Barge House« in aller Munde und das vorrangige Gesprächsthema in allen Southwarker Schänken und Läden. Allerlei Gerüchte kursierten, jeder kannte irgendjemanden, der angeblich irgend etwas wusste oder mit dem Vorfall zu tun gehabt hatte. Die beiden Konstabler des Sprengels von St. Mary befragten unter anderem die Gastwirte an der Bankside, die wiederum die mit einem solchen Kapitalverbrechen völlig überforderten Konstabler ausfragten, um anschließend ihren neugierigen Gästen etwas erzählen zu können. Zeugenaussagen wurden gesammelt und wieder aussortiert, Mutmaßungen und Halbwissen ersetzen die kaum vorhandenen Fakten. Nach wenigen Tagen des Tratschens und Hörensagens hatte sich eine sozusagen offizielle Version der Ereignisse herausgeschält, die zwar nur bedingt etwas mit der Wahrheit zu tun hatte, die aber von allen als glaubhaft akzeptiert und eifrig weitergegeben wurde:

In den frühen Morgenstunden des 16. August 1664 wurde in der Nähe der Anlegestelle »Old Barge House« am Südufer der

Themse, im Kirchspiel St. Mary zu Lambeth ein etwa 35-jähriger Mann von einem Straßenräuber überfallen, ausgeraubt und niedergestochen. Durch das beherzte und unerschrockene Eingreifen eines Passanten, Sohn eines königlichen Bäckers in der Pudding Lane, wurde der Mörder zwar in die Flucht geschlagen, jedoch war das Leben des Überfallenen nicht mehr zu retten. Das Tatwerkzeug, ein zweischneidiger Dolch mit schmucklosem Holzgriff, steckte beim Eintreffen der zuständigen Konstabler noch bis zum Heft in der Brust des Toten. Ein zweiter Passant, ebenfalls Zeuge des Mordes und womöglich Komplize des Meuchlers, entzog sich der Befragung durch die Konstabler. Der Name des Mannes war dem Zeugen unbekannt, und auch sein Aussehen konnte von dem Bäckersohn nur unzureichend beschrieben werden: etwa zwanzig Jahre alt, nicht groß, nicht klein, unauffällig gekleidet und ohne besondere Merkmale. Trotz intensiver Fahndung konnte der Mann nicht ausfindig gemacht werden.

Die Identität des Toten wurde hingegen sehr bald und nicht zuletzt aufgrund der Aussage seiner Vermieterin festgestellt. Es handelte sich um einen Gentleman namens Robert Gavell, Stiefsohn des Grundherrn und Pfarrers des Kirchspiels Cobham in der Grafschaft Surrey, wohnhaft am St. Margaret's Hill in der St. George Pfarre zu Southwark. Wenige Stunden vor der Tat war Gavell in der Schänke »Castle on the Hoop« an der Bankside gesehen worden, wie der Wirt des Inns glaubhaft versicherte. Etwa gegen zwei Uhr verabschiedete sich Gavell vor der Schänke von zwei Zechkumpanen und wandte sich nach Westen. Danach wurde er nicht mehr lebend gesehen. Ob der Mörder seinem Opfer auf der Straße nach Lambeth oder bereits an der Bankside aufgelauert hatte, ließ sich nicht mehr ermitteln. Dem Toten wurden bei der Tat sowohl der Geldbeutel wie auch einige wertvolle Ringe und eine silberne Schnupftabaksdose gestohlen.

Der entkommene Raubmörder, über dessen mutmaßlichen Aufenthaltsort nichts in Erfahrung gebracht werden konnte,

wurde von dem oben genannten Zeugen wie folgt beschrieben: etwa vierzig Jahre alt, von kräftiger Statur, mindestens sechs Fuß groß, mit dichten Augenbrauen, stechenden Augen, schulterlangem dunklem Haar und üppigem Vollbart.

Dass der Mörder bei dieser in Teilen grob irreführenden Beschreibung nicht aufgespürt wurde, konnte nicht wirklich verwundern. Weshalb der brave Tom den Mann jünger und größer gemacht hatte, als es tatsächlich der Fall gewesen war, darüber ließ sich nur spekulieren. Entweder war ihm der Mörder in seinem betrunkenen Zustand tatsächlich um Jahrzehnte jünger und einige Inches größer erschienen, oder er hatte das Alter und die Statur des Täters absichtlich verändert, um den eigenen Wagemut zu unterstreichen.

Die Tatsache, dass Tom sich bei der Beschreibung des zweiten Zeugen alle Mühe gab, vage und unbestimmt zu bleiben, ließ sich hingegen leicht erklären. Es konnte ihm schließlich nicht daran gelegen sein, dass man Ray fand und zu den Vorkommnissen befragte. Zu peinlich und belastend hätte Rays Aussage ausfallen können. Also verschwieg Tom, dass sie sich bereits vor dem »Maiden Inn« getroffen hatten und Ray nicht nur ein flüchtiger Passant gewesen war. Und er ließ sowohl Rays abstehende Ohren als auch seine schiefe Nase unerwähnt. Ray konnte das nur recht sein, nicht nur aus Eitelkeit, und so dankte er es dem anderen mit Verschwiegenheit. Keiner der übrigen Anwesenden hatte Ray aus der Nähe gesehen, und er hatte darauf geachtet, seinen Kopf gesenkt zu halten, sodass nicht zu befürchten stand, dass er noch einmal in dieser Angelegenheit behelligt würde.

Zwar setzte die Familie des Ermordeten ein stattliches Kopfgeld auf die Ergreifung des infamen Meuchelmörders aus, und die harmlosen Konstabler aus Lambeth holten sich Verstärkung bei ihren ebenso harmlosen Kollegen der Nachbargemeinden, doch von dem Mörder verlor sich jede Spur. Oder genauer gesagt: Es fand sich niemals eine brauchbare. Robert

Gavell hatte am frühen Abend seine Wohnung am St. Margaret's Hill verlassen, war gegen Mitternacht an der Bankside gesehen und drei Stunden später am »Old Barge House« erdolcht worden. Mehr ließ sich nicht sagen, nichts weiter wurde herausgefunden.

Ende der Geschichte.

Das Jahr 1665 kam, und mit ihm kam die Pest. Das große Sterben begann und hörte das ganze Jahr nicht mehr auf. Ihren Anfang genommen hatte die Seuche im November 1664 in der Drury Lane, oben im Sprengel von St. Giles vor den Toren der Stadt, und eingeschleppt wurde sie von zwei französischen Matrosen, wie es hieß. Ray hatte keine Ahnung, ob das Gerücht zutraf, aber gewundert hätte es ihn nicht. Den verdammten Franzmännern war schließlich alles zuzutrauen.

Wie es oft bei Katastrophen geschah, brachte auch die Pest vor allem das Böse und Hässliche in den Menschen zum Vorschein. Davon war Ray fest überzeugt, jedenfalls hatte er diese Erfahrung immer wieder machen müssen. Egal, was andere, nachsichtiger oder milder gestimmte Zeitgenossen behaupten mochten. Ärzte und Apotheker flohen aufs Land und leugneten ihre Profession. Pfaffen packten die Koffer und verließen ihre Sprengel, nachdem sie kurz zuvor noch das Gleichnis vom guten Hirten und verlorenen Schaf gepredigt hatten, Flussschiffer verdreifachten das Fährgeld, Pferdekarren kosteten plötzlich das Fünffache des regulären Preises, die Pferde dazu waren unerschwinglich, vermeintliche Wundermittel wurden von Quacksalbern zu Wucherpreisen feilgeboten und brachten den Menschen den Tod, bevor die Seuche es tun konnte. Hokuspokus und Aberglauben hielten Einzug, Angst und Misstrauen regierten, und der Wahnsinn folgte auf dem Fuß.

Es gab Verrückte wie den Prediger Solomon Eagle, der nackt durch die Straßen lief, sich blutig geißelte, heiße Asche über sein Haupt schüttete, die Menschen wortgewaltig zu Reue und Buße aufrief und das baldige Ende Londons und der ganzen Welt verkündete. Oder Schwachköpfe wie Rays Nachbarn Rat Scabies, um dessen Verstand es schon vor der großen Pest nicht gut bestellt gewesen war, der sich nun jedoch als absoluter Vollidiot entpuppte.

Der selbst ernannte Pestbekämpfer und Rattenfänger von

Southwark ließ die armen Nager schmoren und in Flammen aufgehen, weil er glaubte, mit den pelzigen Viechern lasse sich auch die Seuche ausrotten. Seine Rattenfeuer hatte er schon immer entzündet, soweit Ray sich erinnerte, doch mit dem Ausbruch der Pest nahm seine Zündelei ein Ausmaß an, das nur noch als krankhaft bezeichnet werden konnte. Seinem Beruf als fahrender Händler kam er kaum noch nach, selten sah man ihn mit seinem Bauchladen in den Straßen oder auf den Märkten. Dafür schlurfte das alte Krätzegesicht ständig mit seinem Handkarren durch die Gegend, um neue Nahrung für sein Feuer zu beschaffen. Durchaus möglich, dass er die Viecher sogar verspeiste. Im Dark Entry roch es jedenfalls Tag und Nacht derart penetrant nach verbranntem Rattenfleisch, dass es einem den Magen umdrehte. Und wehe man kam seinem Feuer zu nahe, dann ging er mit der Forke auf einen los. Beinahe so verhasst wie die Ratten waren dem alten Scabies die Angehörigen des anderen Geschlechts, auch wenn die Frauen, in denen er anscheinend durchweg babylonische Huren sah, natürlich nicht auf seinem Feuer landeten. Früher war er mal verheiratet gewesen, doch angeblich war er nie über den Tod seiner Frau Eliza – sie war während der Pest vor vierzig Jahren gestorben – hinweggekommen, sodass er nun auf alle anderen Weiber schimpfte und sie mitunter auf offener Straße anspuckte. Wenn er nicht gerade den verflochten Ratten hinterherjagte oder jammernd in der Ecke hockte und den Krätzwürmern unter seiner Haut zu Leibe rückte. Ein armer Irrer!

Ein weiterer Wahnsinniger, der in diesem Jahr 1665 auftauchte, aber nicht mit Predigten oder Rattenfeuern, sondern mit einem Messer von sich reden machte, war der Schlitzer von der Southbank:

Die Kirchsprengel am Südufer der Themse waren bis zum Juni weitgehend von der Pest verschont geblieben. Während in den westlichen Vororten die Leute bereits wie die Fliegen starben und die Pest auch in die ummauerte City eingedrungen war, gab es in Lambeth, Southwark und Bermondsey kaum

Tote zu beklagen. Das änderte sich im Sommer, und beinahe gleichzeitig wurden die ersten Frauenleichen aus der Themse gefischt. Bis zum Ende des Jahres mussten fünf oder sechs Frauen dran glauben, und alle hatten sie eines gemeinsam: Sie waren entweder Straßenhuren oder Schankfrauen gewesen und hatten sich nachts allein in den Gassen südlich der Themse herumgetrieben. Nachdem der »Slasher« mit ihnen fertig war, sollen ihnen diverse Körperteile gefehlt haben, aber darüber gingen die Mutmaßungen weit auseinander. Manche behaupteten, der Mörder habe sinnlos auf die Frauen eingestochen, andere waren sich sicher, er habe sie regelrecht fachmännisch in Stücke zerlegt. Wieder andere meinten, jeder der Frauen habe ein Körperteil gefehlt, allerdings jeweils ein anderes, und der Mörder habe den Frauen zudem das Haar abgeschnitten. Schwarz sei es gewesen, das Haar, schwarz wie die Nacht. Ray kannte all die Gerüchte und Geschichten, aber da er keines der Opfer persönlich gekannt hatte, interessierten sie ihn nicht weiter. Seit dem Ausbruch der Pest hatte er mit ganz anderen Sorgen und Nöten zu kämpfen.

Als Beutelschneider und Taschendieb hatte Ray es mit der Zeit zu einiger Meisterschaft gebracht, doch auch dem talentiertesten Ganoven nützte das größte Geschick wenig, wenn sich die Opfer und Gelegenheiten rar machten. Mit der Ausbreitung der Pest und der zunehmenden Angst der Bürger vor Ansteckung blieben die Gasthöfe, Bierhäuser, Märkte und Vergnügungsstätten mehr und mehr verwaist. Menschenansammlungen wurden gemieden, jegliches Gedränge wurde umgangen, fremde Gesichter wurden kritisch beäugt. Solange sich dies auf die Vororte nördlich und westlich der Themse beschränkte, konnte Ray das egal sein, doch mit dem Überschwappen der Seuche auf die Südseite machten sich auch dort Argwohn und Abschottung breit. Die Leute hatten Angst vor der Pest und hielten sich gleichzeitig und beinahe ungewollt auch die Diebe vom Hals. Selbst eine Erscheinung wie Ray konnte sich nicht mehr ungehindert und unauffällig unters

Volk mischen. Um Leuten in die Tasche greifen zu können, musste diese Tasche in Reichweite sein, was leider nicht mehr so häufig der Fall war.

Wirklich besorgniserregend wurde die Lage, als am 1. Juli in ganz London die Pestverordnungen in Kraft traten: »Anordnungen, beschlossen und erlassen vom Lord Bürgermeister und dem Stadtrat der Stadt London, die Verseuchung durch die Pest, 1665, betreffend.« Ein langer Name für ein großes Ärgernis, wie Ray fand. Denn darin wurde nicht nur befohlen, dass befallene Häuser verriegelt und bewacht, Kranke gemeldet und abgesondert, Tote bei Nacht in Pestgruben bestattet und Unrat und Müll auf der Stelle beseitigt werden sollten, es gab auch eine sogenannte »Verordnung, lose Personen und müßige Ansammlungen betreffend«, die für Ray und seine Zunft schmerzliche finanzielle Folgen hatte. Alle Vergnügungen, Tierkämpfe, Theateraufführungen, Glücks- und sonstige Spiele, die zu Menschenansammlungen führten, wurden verboten. Festveranstaltungen in Gasthäusern oder Bierhallen waren ab sofort untersagt. Vor allem aber wurden den Trinkhäusern neue Schließzeiten verordnet: »Keine Gesellschaft oder Einzelperson darf nach neun Uhr abends in einer Schänke, einer Bierhalle oder einem Kaffeehaus bleiben oder einkehren, um zu trinken.« Schon früher hatten der Stadtrat oder die Kirchenoberen versucht, das ausufernde nächtliche Treiben in den Schänken einzudämmen, damit aber keinen dauerhaften Erfolg gehabt. Da nun aber die Schließzeiten genauestens kontrolliert und Zuwiderhandlungen unter drastische Strafen gestellt wurden, hielten sich alle Wirte daran. Nach Einbruch der Dunkelheit ging ohnehin kaum noch jemand auf die Straße, geschweige denn in Gasthäuser. Und nicht nur den Kneipen, auch den Gaunern ging die Kundschaft aus.

Die Diebe, Räuber und Ganoven gehörten zu den Ersten, die von der Pest heimgesucht wurden, denn die meisten von ihnen lebten in den überfüllten Armensiedlungen der Stadt, in denen sich die Seuche rasend schnell ausbreitete. In St. Giles,

wo die Pest als Erstes ausgebrochen war, gab es die berühmte »Rookery«, ein Armen- und Verbrecherviertel voller dunkler Sackgassen und Hinterhöfe, das man so nannte, weil die Langfinger, Bettler und Dirnen darin wie in einer Vogelkolonie nebeneinanderhockten. Als die Pest mit dem Sprengel fertig war, lebte in der »Rookery« nur noch jeder fünfte Bewohner. Und die überlebenden Gauner mussten ihr angestammtes Revier verlassen oder sich andere Beschäftigungen suchen. Manche gingen dazu über, die wegen der Pest verlassen oder verwaiseten Häuser zu plündern oder die auf der Straße liegenden Leichen und Halbtoten nach Wertgegenständen zu durchsuchen, was nicht gerade der Gesundheit der betreffenden Halunken zuträglich war. Andere entdeckten die Quacksalberei für sich oder stellten Talismane und gefälschte Reliquien her, die sie den abergläubischen Dummköpfen für ein Heidengeld verkauften.

Für Ray kam so etwas nicht infrage, auch wenn er die Auswirkungen der Pest am eigenen Leib und im eigenen Geldbeutel schmerzhaft zu spüren bekam. Statt sich unter die Aasgeier zu begeben, verwandelte er sich lieber von einer Nachteule in einen Habicht. Er wurde tagaktiv.

Da die Bierhäuser und Schänken nur noch spärlich besucht wurden, widmete er stattdessen den Märkten der Stadt seine Aufmerksamkeit. Denn anders als auf Bier und Branntwein konnten die Menschen auf tägliche Lebensmittel nicht verzichten, und auch wenn die Arbeit wegen des Tageslichts und der mangelnden Trunkenheit der Opfer zeitraubender und heikler wurde, warf sie doch genug für seinen bescheidenen Lebensunterhalt ab. Als die Pest schließlich immer schlimmer wütete, wagten sich die Bauern der umliegenden Dörfer nur noch selten mit ihren Waren auf die Londoner Märkte, und so wurden provisorische Marktstände auf den freien Feldern am Stadtrand errichtet. Die Landleute verkauften das Brot, das Gemüse, den Käse und das Fleisch direkt an den Einfallstraßen, ohne dabei Londoner Pestgebiet betreten zu müssen. Einer dieser behelfs-

mäßigen Märkte befand sich auf den Feldern von St. George in Southwark, an der Straße nach Kingston und Portsmouth, wo lediglich einige Abdeckereien und Seifensiedereien angesiedelt waren und sich ansonsten Fuchs und Hase Gute Nacht sagten. Auf diesem Markt kam es im Juli 1665 zu einem überraschenden Wiedersehen mit einem Verschollenen.

Es war gegen zehn Uhr morgens an einem Mittwoch, und Ray hatte sich mit Mühe von seinem verwanzten Strohlager erhoben, um seinem Tagwerk – das nun tatsächlich eines war – nachzugehen. Die Händler und Bauern aus der direkten Nachbarschaft Southwarks waren schon seit dem frühen Morgen auf den Feldern und boten ihre Waren feil, doch auch jetzt noch kamen Bauern mit Pferde- und Ochsenkarren aus den weiter entfernten Dörfern Surreys, um ihre Erzeugnisse direkt vom Wagen zu verkaufen und anschließend schleunigst das Weite zu suchen.

Einer dieser Karren fiel Ray auf, weil auf der Ladefläche etliche gepökelte und von Fliegen umschwärmte Schweinehälften an einem Holzgestell hingen. Offensichtlich wollte sich der Bauer nicht die Mühe machen, die Schweine weiter zu zerteilen, da dies den Verkauf und damit seinen Aufenthalt in der Nähe des Pestzentrums in die Länge gezogen hätte, oder die Lieferung war für die Metzger der Stadt bestimmt. Auch der Bauer selbst war eine auffällige Erscheinung, er war ganz in Schwarz gekleidet und trug einen breitkrempigen Strohhut auf dem Kopf. Sein Gesicht erinnerte an die schrundige Borke einer Eiche und seine ausgeprägte Nase an eine runzlige Rübe. Selten hatte Ray einen derart wuchtigen Zinken in einem menschlichen Gesicht gesehen, und auf Anhieb war ihm der Mann sympathisch.

Das eigentlich Überraschende allerdings war der junge Kerl, der neben dem Landmann auf dem Kutschbock saß und den Ray seit beinahe einem Jahr nicht mehr gesehen hatte: sein ehemaliger Nachbar Edward Ingram. Seine lockigen Haare waren

nun um einiges länger und wallten ihm bis auf die Schultern, auch erschienen sie Ray dunkler und nicht mehr von dem leuchtenden Fuchslot, das den Hitzkopf verriet. Edward hatte Gewicht zugelegt und wirkte nicht mehr so schlaksig, sondern kräftiger und muskulöser. Gekleidet war er wie ein einfacher Landmann, in grobem Leinen und mit hölzernen Pantinen an den Füßen, und er paffte nachdenklich eine Pfeife. Das Rauchen hatte sich seit dem Ausbruch der Pest sehr verbreitet, da es hieß, der Tabaksqualm sei eine wirkungsvolle Abwehrwaffe gegen den tödlichen Pesthauch. Was allerdings noch zu beweisen war.

Der Pferdekarren kam in Rays unmittelbarer Nähe zum Stehen. Instinktiv zog Ray seinen Schlapphut in die Stirn und stellte sich hinter die Leinwand des nächsten Marktstandes. So konnte er das Gespräch der beiden auf dem Kutschbock belauschen und ihre Aktivitäten verfolgen, ohne selbst gesehen zu werden.

»Hab Dank, Jeremiah!« Edward nahm ein kleines Bündel in die Hand und sprang vom Bock.

»Überleg's dir noch mal«, antwortete der Bauer und kletterte auf die Ladefläche. »Es wäre besser, wenn du nachher mit zurückkommst. Sobald die Schweine verkauft sind, ist Platz genug auf dem Wagen.«

Edward schüttelte entschieden den Kopf und sagte: »Hab was zu erledigen.«

»Ausgerechnet jetzt? In Oxshott wärst du wenigstens sicher.«

»Ich bin den Oldershaws lang genug zur Last gefallen.«

»Es ist wegen Joshua, nicht wahr?«

Edward antwortete mit Schweigen und Achselzucken.

»Joshua mag ein eigenwilliger Kerl und harter Brocken sein«, sagte der Bauer. »Aber er meint es nur gut. Du solltest es dir nicht so zu Herzen nehmen.«

»Du hast recht, Jeremiah, er meint es gut, aber das ist auf Dauer kaum zu ertragen.« Edward zögerte einen Augenblick

und setzte dann hinzu: »Glaub mir, es ist besser so. Für Josh Oldershaw und für mich.«

»Wenn du meinst.«

Edward nickte und hob die Hand zum Gruß. »Wann fährst du zurück nach Putney?«

»Sag Nelly, dass ich bis zum Mittag bleibe. Wenn sie und die Kleine bis dahin nicht hier sind, fahre ich ohne sie nach Hause. Ich hab keine Lust, mir die Pestbeulen einzufangen. Und sag ihr, sie soll die Gesundheitszeugnisse nicht vergessen, sonst lassen sie uns nicht aus London heraus.«

»Nelly wird da sein. Und Humble mit ihr.«

»Die Landluft wird der Kleinen guttun. Frieden sei mit dir, Edward.«

»Frieden auch dir, Jeremiah.«

Damit war das Gespräch beendet. Der Bauer reichte Edward zum Abschied beide Hände und wandte sich dann den Kunden zu, die sich bereits vor seinem Wagen versammelt hatten. Edward zog sich die Mütze tief ins Gesicht, warf sich das Bündel über die Schulter und eilte in westlicher Richtung durch die Wiesen davon, als habe er Angst, verfolgt zu werden. Er konnte nicht wissen, wie berechtigt seine Angst war.

Die Felder von St. George bestanden nur aus Feuchtwiesen, Wasserlachen und Weideland, kaum ein Haus oder Baum behinderte die Sicht auf die Brache und Ödnis, und so wäre es Ray kaum möglich gewesen, Edward zu verfolgen, ohne sofort von ihm bemerkt zu werden. Eine Verfolgung war auch gar nicht nötig, denn Ray wusste ja, wohin der andere wollte. So blieb er noch eine halbe Stunde auf dem Markt, ging seinen Geschäften nach, die an diesem Tag eher schleppend und unbefriedigend verliefen, und machte sich gegen elf Uhr auf zum »Maiden Inn«. Die Neugier hatte ihn gepackt.

Da es außer dem Uferweg an der Southbank keinen befestigten Weg zwischen dem Borough und dem Lambeth Marsh gab, musste Ray wie Edward mitten durchs Feuchtgebiet stapfen und holte sich nicht nur nasse Füße, sondern auch einen or-

dentlichen Vorrat an Mückenstichen, der eigentlich für den Rest des Sommers hätte reichen sollen. Als er schließlich das einsame Gehöft erreichte, das er zum ersten Mal bei Tage zu Gesicht bekam und das im unbarmherzigen Sonnenschein noch ärmlicher und verfallener wirkte, stellte er erstaunt fest, dass es geschlossen und verwaist war. Ein Schild auf der Brücke verkündete: »Sabbat«. Dabei war heute gar kein Fasten- oder Feiertag.

Ray überquerte die Brücke, deren Geländer inzwischen mit Holzbrettern ausgebessert war, und betrat den Hof genau in dem Moment, da sich die Tür zum Haupthaus öffnete. Er konnte sich gerade noch hinter dem verfallenen flachen Gebäude verstecken, das einst als Hahnengrube gedient hatte, bevor vier Personen auf den Hof hinaustraten. Edward, inzwischen wieder in einer Kleidung, die sich für einen anständigen Stadtbürger ziemte, umarmte eine Frau im dunklen Kapuzenumhang, die Ray an der grauen Löwenmähne als Mutter Southwood erkannte. Neben den beiden stand der Riese George mit einer Reisetasche in der Hand und ein Mädchen von vielleicht zehn Jahren, das Ray noch nie gesehen hatte, dessen Anblick ihm aber durch Mark und Bein ging. Trotz der Mittagshitze war das Mädchen wie im Winter gekleidet, mit einem Drillichumhang über der Joppe und einem Wollschal, den sie um Hals und Kopf gewickelt hatte, als müsste sie sich gegen Sturm oder Regen schützen. Was von ihrem Gesicht zu sehen war, hatte die Farbe von Frischkäse, und das, obwohl seit Wochen und Monaten die Sonne schien und sich der Sommer von seiner besten Seite zeigte. Was vor allem die Pest freute.

Bei dem Mädchen handelte es sich vermutlich um Mutter Southwoods Tochter Humble, von der Ray schon hatte reden hören. Um zu erkennen, dass sie sehr krank und von schwacher Konstitution war, musste man kein Arzt sein. Sie hielt sich ein weißes Tuch vor Mund und Nase und hustete bellend und würgend hinein, dass ihm ganz übel wurde. Zwar stand er einige Yards vom Haupthaus entfernt, doch bildete er sich ein, Blutflecken auf dem Tuch zu erkennen.

Während George in einem der Nebengebäude verschwand, verabschiedete sich Edward von dem Mädchen, das nun hemmungslos weinte, mit einer ebenfalls herzlichen Umarmung. »Dir wird es bei Onkel Josh und Tante Mildred gefallen«, sagte er und streichelte ihre Wange. »Du kennst sie ja.«

»Ich mag keine Schweine«, winselte das Mädchen. »Die stinken.«

»Aber Mary und Joseph freuen sich schon auf dich. Dann hast du endlich wieder Spielkameraden.«

George kehrte derweil mit einem klapprigen Gaul auf den Hof zurück, band die Reisetasche auf der Kruppe fest, hob das weinende Mädchen in den Sattel und führte das Pferd am Zaumzeug zur Brücke.

Im Obergeschoss des Haupthauses öffnete sich in diesem Augenblick ein Fenster, und zwei Frauenköpfe schauten heraus.

»Mach's gut, Hum!«, rief eine der Frauen, die Ray als die hübsche Penelope mit der Säuselstimme erkannte. »Werd schnell wieder gesund, dann bist du ruck, zuck wieder hier!«

Das Mädchen wandte den Kopf, winkte mit beiden Händen und rief schluchzend: »Bis bald, Penelope! Auf Wiedersehen, Sarah!«

»Schluss mit dem Unsinn!«, fauchte Mutter Southwood und scheuchte die beiden Frauen mit einer brüskten Handbewegung vom Fenster fort. »Los! Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit!«, fuhr sie ihren Gehilfen George an, zog sich die Kapuze über den Kopf, dass nichts mehr von ihrem Gesicht zu sehen war, und drehte sich dann zu Edward um: »Du kümmerst dich um alles?«

»Kannst dich auf mich verlassen«, antwortete Edward und folgte den dreien zur Brücke. »Hast du die Gesundheitszeugnisse? Jeremiah sagt, dass sie niemanden mehr ohne Passierschein aus der Stadt lassen.«

Mutter Southwood nickte und sagte: »Sicher. Die Papiere haben mich immerhin ein Heidengeld gekostet.«

Das beantwortete Rays Frage, wie die kranke Hum ein Gesundheitszeugnis erhalten hatte. Auch wenn sie vermutlich nicht an der Pest, sondern an irgendeinem Lungenleiden erkrankt war. Vermutlich hatte Mutter Southwood Fälschungen anfertigen lassen oder jemanden vom Magistrat bestochen. Gesundheitszeugnisse waren in diesen Tagen Gold wert.

»Wir sehen uns nächsten Mittwoch, wenn Jeremiah wieder in der Stadt ist«, sagte Edward. »Grüß Mildred und die Kinder von mir.« Er winkte ihnen nach, bis sie den Wassergraben überquert hatten und an der Weggabelung nach rechts abgebogen waren. Offensichtlich wollten sie zur Bankside und dann auf der Southwarker Hauptstraße zu den Feldern von St. George gehen.

Ray wartete, bis sie außer Sichtweite waren, und trat dann hinter dem Gebäude hervor. Als Edward sich umwandte und ins Haus zurückkehren wollte, stieß er beinahe mit ihm zusammen. Edward erstarrte, brauchte offensichtlich eine Weile, bis er begriff, wen er vor sich hatte, und rempelte Ray zur Seite, als sei er gar nicht vorhanden. Er lief einige Schritte in Richtung Haus, blieb dann abrupt stehen, drehte sich um, kam zurück und fragte: »Was willst du?«

»Hallo Edward«, antwortete Ray, »freut mich, dich wiederzusehen.«

»Was willst du?«, wiederholte Edward seine Frage.

»Warst lange weg«, sagte Ray und deutete auf das Inn. »Bist du jetzt hier der Herr im Haus? Scheinst ja mit Mutter Southwood dick befreundet zu sein.«

»Ich hab dich was gefragt, Ray.«

»Was ich will?« Ray zupfte an seinem Bärtchen, als müsste er ernsthaft darüber nachdenken, und sagte dann: »Nichts.«

»Dann verschwinde!«

»Weiß deine Familie eigentlich, wo du steckst?«

Edward sah Ray lange schweigend an und schien mit sich zu ringen, seine Augen funkelten, und sein Kiefer mahlte unruhig. Ray ging bereits in Deckung, da er befürchtete, Edward könnte

jeden Augenblick zuschlagen, doch dann lächelte er seltsam und sagte: »Wenn du mich verpfeifen willst, nur zu! Ich werde dich nicht daran hindern.«

»Es ist keinerlei Kopfgeld auf dich ausgesetzt«, antwortete Ray wahrheitsgemäß und wunderte sich darüber, wie gefasst und ruhig Edward blieb. »Was hätte ich davon? Nein, Edward, ich bin weder ein Verräter noch ein Spielverderber. Und dein Vater kann mich mal. Wenn du dich hier verstecken willst, dann hast du meinen Segen.«

Edward nickte überrascht und fragte: »Also?«

»Also was?«

»Warum bist du hier?«

Ray zuckte mit den Schultern, und tatsächlich hatte er keine Ahnung, was er wollte. Die reine Neugier hatte ihn hergelockt, und auch wenn sie nicht wirklich gestillt, sondern eher noch angefacht worden war, gab's eigentlich keinen Grund, weshalb er hätte herkommen sollen. Er ließ den Blick über den Hof schweifen und starrte schließlich zu der Hahnengrube. Ray wusste selbst nicht, wieso, aber plötzlich musste er an den König denken.

»Cockpit«, murmelte er.

»Hm?«, machte Edward.

»Das Privattheater des Königs im Palast von Whitehall«, sagte Ray und grinste. »Das ›Royal Cockpit‹. Es ist in einer Hahnenkampfarena untergebracht und wurde erst später zum Theater umgebaut.«

»Na und?«, fragte Edward. »Wovon redest du eigentlich?«

»Hast du hier was zu sagen? Ich meine im ›Maiden Inn‹?«

»Kommt drauf an. Wieso?«

»Ich hab da eine Idee.«

Und nicht nur das. Ray hatte sogar schon einen Namen: Cocksparrer!

Ehrenwirth in der Verlagsgruppe Lübbe  
Originalausgabe

Copyright © 2009 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,  
Bergisch Gladbach

Textredaktion: Michael Kubiak  
Umschlaggestaltung: Ebert & Steidle, München  
Umschlagmotiv: © Fine Art Photographic Library/CORBIS,  
© getty-images/Antar Dayal  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Gesetzt aus der Baskerville  
Karten: Reinhard Borner, Wipperfürth  
Druck und Einband: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany  
ISBN 978-3-431-03782-1

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter: [www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)